

(Nachdruck verboten.)

[61]

## Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

So ward es Frühling. Aber nur ein Frühling, der im Kalender steht; in Wirklichkeit war er rauher, als der Winter. Regen, mit feinem Hagel vermischt, schauerte nieder, die ersten vorwitzigen Blättchen erbarmungslos niederschlagend. Man heizte nicht mehr, man fror doppelt und erkältete sich.

Mine kämpfte am Morgen mit vorgebeugtem Leib gegen den scharfen Ostwind. Immer früher trat sie auf ihrer Aufwartestelle an, immer eiliger suchte sie wieder wegzukommen; denn wenn sie sich hier in Schweiß gearbeitet, um so rasch als möglich ihre Pflicht zu erledigen, dann ging das Tagewerk erst recht für sie an. Zweimal in der Woche ging sie Reine machen, dreimal Waschen. Was sie den Herrschaften des morgens an der Arbeitszeit abknappte, setzte sie des Abends zu; oft ging es auf Mitternacht, wenn sie von den weitentfernten Stellen nach Hause kam.

Dann schlief Artur schon; aber Fridchen lag im Körbchen mit offenen Augen und meldete sich beim wohlbekannten Tritt mit einem schlaftrunken, meckernden Tönen. Dann nahm die Mutter ihr Kind aus dem Bettchen und wusch es und kämte es und schäkerte mit ihm und hielt es auf dem Schoß; am Tag hatte sie keine Zeit dazu.

Die Schulden beim Budiker waren getilgt, der Möbeldändler bekam auch pünktlich seine Abzahlung; Mine suchte ihren ganzen Stolz darin, nichts schuldig zu sein. Aber wie lange würde es wohl so bleiben? Artur murrte über seine Hausdienerstelle, und Fräulein Haberborn schien unzufrieden. Sie verlangte allen Ernstes, Mine solle die Putz- und Waschstücken aufgeben und sich, wie zuvor, nur ihrer Aufwartung widmen.

„Aber den Monat bloß fufzehn Mark, Fräulein! Von fufzehn alleine kann ich doch nicht bestehn!“

Fräulein Haberborn schien Mines Wink nicht zu verstehen. Sie stöhnte sogar über das viele Geld, das so eine Aufwartung kostete, und zeichnete doch gleich darauf in die Kasse, zur Erbauung einer Schule für schwarze Kinder irgendwo in Afrika, zwanzig Mark.

Ganze zwanzig Mark! Mine konnte sich nicht genug verwundern.

Die alte Reschke hatte in Erfahrung gebracht, daß sich Fräulein Haberborn insgeheim schon nach einer anderen Aufwärterin umhore. „Aber warte man“, sagte sie zur Schwiegertochter, „der irraule ik se alle weg. Keen Was soll die kriegen!“

Jetzt redete die Haberborn davon, sich lieber ein Dienstmädchen nehmen zu lassen. Für fünfzehn Mark den Monat bekam sie sicher eins, schon für viel weniger. Mine war zu ehrlich, um ihr zu widersprechen; gewiß, und dann war das Fräulein auch nicht so verlassen, hatte doch wenigstens immer jemanden um sich. Aber das schien es gerade zu sein, warum die alte Dame sich noch immer davor schente. —

Es war ein rauher windiger Abend, einer der letzten im März. Oben, fünf Treppen hoch, bei den jungen Reschkes war es zugig.

Artur saß an dem kleinen Ofen; Mine hatte einheizen müssen, und doch fror er, rieb sich die Hände, schauderte und hüstelte. Er war sehr übellunmig, von einer schweren, kofnungslosen Mißstimmung befallen. Schwerenützig stützte er die Ellenbogen auf die Kniee, klemmte den Kopf zwischen die Hände und brütete vor sich hin.

Mine war eben jetzt, heute ausnahmsweise früh, vom Waschen heimgekommen; noch waren ihre Kleider feucht, die Haare hingen ihr gelöst vom Dampf. Bei jeder Bewegung verbreitete sie einen Wäschedunst, einen unangenehmen Lauge- und Seifengeruch.

Sie strich die Schmalzstullen; da sie sich von der Herrschaft hatte mit fünfundsanzig Pfennig für das Abendbrot abfinden lassen, konnte sie heute noch etwas Besonderes spendieren. Die Schnitten für ihren Mann und die Semmel für die Kleine belegte sie dick mit Wurstscheiben.

Es war nach neun, und sie war sehr hungrig. „Da, Artur!“ Mit vollen Waden kauend, schob sie ihm sein Teil hin.

Er schob es unwillig wieder zurück. „Ich mag nich. Alle Tage Schmalzstullen mit Wurst, oder, zur Abwechslung, Schmalzstullen ohne Wurst. Ich danke!“

„Aber Artur, es schmeckt doch so gutt“, sagte sie und biß wieder kräftig zu. „Gelle, Fridchen, es schmeckt der ooch?“

Die Kleine, im blauen Nachtmittel, aus einem alten Bar- chentrod der Mutter geschneidert, streckte begehrlieh die Händ- chen nach mehr aus.

„Siehste woll!“ Mine lachte; sie war heute so froh. Gatte ihr doch die Dame, bei der sie gewaschen, eine alte Stattungardine geschenkt; die gab noch ein wunderschönes Sommerkleidchen für Fridchen, vielleicht sogar noch ein Schürzchen. Vergnügt fauerte sie sich bei dem Kind nieder und schwahte ihm von dem schönen Kleidchen — gelb mit roten Kringlein — vor.

Ein Stöhnen Arturs unterbrach sie. Er war auf- gesprungen und rechte die Arme über den Kopf.

„Ich halt's nicht aus, das Hundeleben!“

Das klang so ingrimmig, so verzweifelt, daß Mine auf- hörte, zu lachen. Sie stand auf, legte ihr Brot hin und näherte sich ihrem Mann.

„Was haste, Artur?“ Vergebens suchte sie ihm die Hand auf die Schulter zu legen, mit einer untwirschen Gebärde schüttelte er sie ab. Mit allen zehn Fingern fuhr er sich in das lockige Haar.

„'ne Hausdienerstelle, is das 'ne Existenz für mich?! Pakete verschmüren, Pakete austragen, Padesel sein! Sans in allen Ecken, um doch nirjendswo en Ton riskieren dürfen! Der Prinzipal — 'n junger Bengel, nich viel älter als ich — was der sich einbild'! Nie is man früh genug da, abends kann's nicht spät genug werden. Un denn nach de Potsdamer Strahe, un denn nach'n Alexanderplatz, und denn raus nach Moabit, und denn halbwegs de Hasenheide. Un en Wetter, daß man keinen Hund rausjagt. Naß bis auf de Knochen — Schirm kann man nich halten, man hat keinen Arm frei — kaputte Stiefeln —!“ Er hustete dumpf.

„Biste krank?“ Sie sah ihm besorgt ins Gesicht.

„Ne, aber fruchtig! Ich will nich mehr. Was? Bin ich denn weniger wie der?! Nur auf de Realschule is er jenesen. Saha! Aber in de zweite Etage is er jeboren, oder an Ende jar „Hochparterre“; da is man gleich was. Ne, ich mache nich mehr mit, ich hab's dide. Soll sich 'n andren suchen, der sich für fufzehn Mark de Woche rumjagen läßt!“

„Gaste nicht aber fufzehn Mark Weihnachtsgeld gekriegt? Un erschten April will er eine Mark un fufzig Pfennige de Woche zulegen. Denn stehn wer doch ganz gutt da.“

„Ne was! 'ne Mark mehr, was will das heißen?! Nich zum Leben, nich zum Sterben. Un wenn ich denke, daß das immer so weiter geht — immer so weiter!“ Er stöhnte wieder, ließ sich auf seinen alten Platz fallen und verberg das Gesicht in den Händen.

Sie blieb vor ihm stehen. Das Kind, erschreckt durch den Ton des Vaters, fing an zu weinen. Mine war blaß, ihre Stirn hatte sich zusammengezogen.

„De bis schlechter Laune, schlaf mal erscht, Artur! Denn siehste alles andersch an. Das kommt ooch von dem ew'gen Regenwetter. Wenn's erscht warm is, pah mal uf, denn wird alles besser!“ Sie suchte ihm und sich selber Mut einzu- sprechen, aber der Ton war zaghaft. „'s wird alles gutt!“

„Nie!“ Er schrie es heraus.

Sie konnte hierauf nichts mehr sagen, seine Stimmung hatte sie angesteckt. Traurig hing sie den Kopf.

Und dann der Regen, den der Wind ans Fenster peitschte! Der Appetit war ihr vergangen.

Artur erhob sich plötzlich. „Ich wer' doch mal runter- jehn zu Bartuschewskiu. Vielleicht weiß der was für mich. Was Passenderes, was Anständigeres! 's is morgen de höchste Zeit wenn ich kündigen will.“

„De wirst doch nich?!“ Erschrocken faßte sie ihn am Arm. Ihre Augen wurden groß vor Entsetzen.

„Na natürlich“, sagte er jetzt ganz kühl und machte sich los. Langte seinen Hut vom Schrank und ging, die Hände in den Hosentaschen, pfeifend zur Tür.

Sie hielt ihn nicht zurück, sie kannte ihn, da war jetzt nichts zu machen; seit der Szene mit dem silbernen Tauf- becher für Bartuschewskis Jüngstes, hatte sie ihre Erfahrungen



gemacht. Nur keine Vorwürfe, kein einziges Wort! Das reizte ihn, das machte ihn gleich wütend; nachher tat's ihm leid. Er war eben „nerfees“, wie seine Mutter sagte.

Mit trüben, umflorten Blicken starrte sie ihm nach. — Er gab die Hausdienerstelle auf!

Schwer fiel sie auf den nächsten Stuhl. Jetzt fühlte sie erst, wie müde sie war.

Still war's im Zimmer. Fridchen war eingeschlafen, auch Mine fielen vor Uebermüdung die Augen zu.

Ob sie lange so geseffen? Sie erwachte mit einem Frösteln. Na, Gott, sie hatte ja noch die feuchten Kleider an! Da — klopfte es!

Schlaftrunken blinzelte sie nach der Thür. Wer mochte das sein? Artur nicht, und auch keiner aus dem Keller; die Kopfen nicht. Bartuschewskis? Auch die nicht; die waren ihr ja immer noch todböse und ließen sich nicht oben sehen. Wieder klopfte es, stärker und dringlicher.

Mine taumelte auf. „Herein!“ Da öffnete sich die Thür, und Berta fiel ihr in die Arme. Wie sah die aus!

Ganz durchnäßt; das Wasser lief ihr aus den Haaren, der Hut war ihr ruiniert, ihr feines Kleid bis zu den Knien mit Schmutz bespritzt, der unterste Volant abgetreten; einen nassen Schweiß schleppte sich hinter sich drein.

Unter dem linken Arm trug sie ein großes Paket, unter dem rechten einen großen Karton und eine Gutschachtel; die Taschen ihres tiefenden Jacketts waren auch noch vollgestopft. Sie konnte sich kaum rühren.

Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ sie alles zu Boden fallen. „Au, schwer!“

Ihren Hut abnehmend, schlenkerte sie ihn aus, daß die Tropfen sprühten. Wo sie gestanden hatte, war gleich eine Lache; das Wasser lief ihr aus den zierlichen Halbschuhen.

Mine schlug die Hände zusammen. „Jeses, wo kommste denn her!“

„Direkttemang aus'n Chambre garniel!“ Bertha lachte schrill; aber dann verzog sich ihr Gesicht, mit lautem Aufweinen fiel sie der Freundin um den Hals.

„Jeses, Berta, Bertchen!“ Erschrocken suchte Mine die Erregte zu beruhigen, die am ganzen Leib zitterte und zuckte, deren Körper ein fassungloses Schluchzen erschütterte.

„Jeses, so sag doch, was is denn passiert?“ Mine versuchte ihr das nasse Jackett herunterzuziehen — ach Gott, war die Bertha mager geworden! Seit der Hochzeit hatte sie Berta nicht gesehen.

„Biste denn krank? Bertha, Mädal, ween doch nich so. Du machst mer ju Angst!“

„Ich kann nich mehr!“ Mit einem tiefen Seufzer ließ sich Bertha auf den Stuhl am Tisch fallen, stemmte die Arme auf und weinte immer weiter, mit einem krampfhaften, nervösen Schluchzen.

Mine stand ganz verdukt dabei und sah auf den blonden, zerzausten Kopf und auf die schmalen, zuckenden Schultern. Was mochte der nur sein?! Endlich kam Mine auf die einzig mögliche Lösung.

Sie tupfte die Weinende auf den Arm. „Du Bertchen,“ flüsterte sie mit einem wehmütigen Lächeln, „s is wohl was los bei der, Bertchen?“

Berta hob den Kopf. „Was los?“ Und dann las sie in Mines Blick und fing so heftig an zu lachen, wie sie vorher heftig geweint. „Gaha — was los?! Ne, haha, so dumm wer' ich doch nich sein! Gaha!“ Sie schrie fast vor Lachen.

„Ju, ju — ne, ne — aber denn, warum weenste denn so?“

Ihre kleine Hand zur Faust ballend, schlug Berta plötzlich auf den Tisch. „Immer dienen — ich mag nich!“ Und nun weinte sie plötzlich laut auf, und zwischen dem Weinen ließ sie heraus: „Is das 'n Leben?! Man is doch 'n Mensch, mer muß sein Kläffier haben! Wer will sich nicht alle Tage schinden, un denn noch davor ewig rumschupjen lassen, bald hier, bald da!“

„Da biste aber auch schuld dran,“ wagte Mine zu sagen. „Warum hältste nich aus uf eine Stelle?!“

„Auf eine Stelle — haha — auf hundert Stellen nich! Ich bin nu mal so ins Rollen gekommen. 's is ja auch überall egal. Hier en bißchen besser, da en bißchen schlechter — immer dasselbe. Un so geht 's immer weiter — huh!“ Sie schüttelte sich, und dann setzte sie die Zähne aufeinander und starrte finstern in das trübselige Licht des Lämpchens. „Ich mag nich mehr!“

„Jeses, aber was willst denn machen?“ „Weiß nich,“ klang es verbissen

„Machste nach Hause?“ „Aufs Dorf?! Ich bin doch noch nich bäulich. Da is 's mer viel zu langweilig.“

„Ja denn,“ — Mine zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und sah ratlos drein — „denn weech ich wirklich nich!“ „Gräm der nich,“ sagte Berta leichthin, sprang auf und rückte sich die verschobene Kleidung zurecht. „s wird sich schon was finden!“

Ihre unruhigen Blicke schweiften überall umher, über die wenigen Möbel, die kahlen Wände, die Reste des mageren Abendbrots. Sie atmete den feuchten Wäschedunst aus Mines Kleidern, vermischt mit strengem Kohlgeruch vom Mittagsmahl her — den ganzen Duff der Armeleute-Stuben. Ein Schauer überlief sie, sie wurde ganz blaß. Du, Mine, besonders großartig haste's auch nich. Ne du, das wäre nicht for mir!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Schriftwesen.

Von Josef Aug. Zug, Dresden.

In Bezug auf das Schriftwesen ist die Allgemeinheit ausgesprochen konservativ, reaktionär. Die Reform der Möbel, der Wohnungsanstellung, der Architektur, der Tracht, alles konnte ruhig geschehen, nur an der miserablen Druckschrift, in der die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen, durfte nicht gerüttelt werden. Diese passive Resistenz ist die Ursache, daß das schriftschöpferische Vermögen noch nicht jene Entfaltung erreichen konnte, wie in früheren Jahrhunderten, oder wie heute etwa in England. Eine Zeitschrift, eine Geschäftsarte, ein Geschäftsbriefpapier, in denen nicht auf einer Seite sechs bis sieben verschiedene Schriftcharaktere und Schriftgrade auftreten, gilt im allgemeinen als nicht lesbar. Im Zeitalter des internationalen Sprachenverkehrs ist es noch ein Wagnis, eine Zeitschrift in Antiqualeetern zu drucken. Wenn diese Antiqualeetern sehr mager sind, so daß die ganze Druckfläche einen, dem Auge wenig zuträglichen grauen Gesamttönen empfängt, ist der Leser schon eher zufrieden. Schöne, kräftige Antiqualeetern mit einem möglichst geschlossenen Satzbild zu wählen, das dürfen sich nur Zeitschriften erlauben, die von vornherein auf einen nennenswerten Abonnentenstand Verzicht leisten. Um das Publikum langsam an besseres Material zu gewöhnen, haben findige Schriftgießer Typen angefertigt, die ein Mittelding zwischen der lateinischen Antiqua und der gothischen Frakturschrift darstellen. Was die allgemein verlangte und verwendete gothische Frakturschrift betrifft, so ist in der Allgemeinheit vollends das Bewußtsein dafür entschwunden, wie erbärmlich diese heutige Durchschnittsfraktur im Vergleich zur alten Ueberlieferung der deutschen Schriftkunst ist. Während sich heute kein Mensch von Geschmack eine gothische Schlafzimmern- oder Speisezimmer Einrichtung im Stile von anno 1875 kaufen würde, hält man jedoch in der Schrift mit zäher Beharrlichkeit an jenen schlechten Typen fest, die aus der Zeit der berühmtesten Frakturwerke und dem Auskommen der billigen Massenverbreitung von Klassikerliteratur denselben Tiefstand einnehmen, wie jene Möbel. In Deutschland haben einige modern gesinnte Verleger den Anregungen zufolge, die von außen kamen, einen Vorstoß unternommen, und aus idealer Ueberzeugung und wahrscheinlich sehr mit Hintansetzung ihrer materiellen Interessen für die Hebung des guten Geschmades im Schriftwesen gesorgt. Es sind Eugen Diederichs in Jena, der Insel-Verlag und Dr. Julius Zeitler in Leipzig, neuestens Boeschel u. Trepte und einige andere. Nachdem ein Weg vorgebeten ist, liegt an der Nachfolgerenschaft kein außerordentliches Verdienst mehr und es ist zur Sache einer selbstverständlichen Entwidlung, daß sich die guten Druckerarbeiten von Tag zu Tag mehren.

Wir müssen schon nach englischen Zeitschriften greifen und etwa den Inzeratenteil der Studio-Jahrgänge durchblättern, um guten Schriftsatz und gute Typen im Alltag zu finden. Wie sehen unsere deutschen Zeitschriften daneben aus? Von geschäftlichen Drucksorten gar nicht zu reden. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die gute neue Tradition des „Studio“ um mehr als dreißig Jahre zurückreicht. Von da aus ist leicht der Quellpunkt zu finden, wo die Wiederbelebung einer wirklich geschmackvollen, um nicht zu sagen künstlerischen Schrift Platz greift. Es war ein Engländer, William Morris, der ergriffen von der unmaßhäßlichen Schönheit der zweieundbierzigjährigen Bibel Gutenberg's daran ging, das seit der Mitte des neungehten Jahrhunderts natürlich auch in England daniederliegende Schriftwesen zu reformieren. Es ist bekannt, daß er zu seiner berühmten Chaucerausgabe die Buchstaben und die Zierstücke zum Teil selbst schnitt, und daß aus seiner unter dem Namen Kelmscott-Press berühmten gewordenen kunstgewerblichen Druckerei die vornehmsten Druckerarbeiten hervorgingen. William Morris war zugleich auch der Erneuerer oder Wiedererwecker der geschmackvollen Anordnung des Druckspiegels, nicht nur mit Rücksicht auf die einzelne Seite, sondern auf das Seitenpaar im Buch, eine Erkenntnis, die mit der alten kunsthandwerklichen Tra-



dilion im Druckwesen verloren gegangen war. Außer William Morris und dem Umkreis der Arts- and Crafts-Gesellschaft haben in England, Schottland, sowie auf dem Kontinent die Künstler stets das Bedürfnis empfunden, ihre eigenen Schriften zu bilden, individuelle Künstlerchriften, die zum Teil von Rudolf v. Larisch in zwei Bänden gesammelt und bei Schroll u. Co. in Wien veröffentlicht sind. Wie überhaupt auf dem Gebiet des Kunstgewerbes, war der Protest der Künstler auch auf dem Gebiet des Schriftwesens heilsam. Wir haben alle Ursache, uns über Neuerungen individueller Natur auch auf diesem Gebiete zu freuen. Anstatt über Erscheinungen des schöpferischen Vermögens loszuziehen, sollte man lieber versuchen, daran zu lernen. In Deutschland war es von den Künstlerchriften zuerst die nach ihrem Urheber genannte Edmann-Schrift, die von der Industrie ergriffen wurde. Ihre Erscheinung mußte erlösend wirken, als eine Befreiung von der Stagnation, die im Schriftwesen geherrscht hatte. Daß sie heute überlebt und durch geschmackvollere Leistungen ersetzt ist, rüttelt nicht an dieser Tatsache. Einen wesentlichen Einfluß auf die Regeneration haben die Schriften des Professors Rudolf v. Larisch gewonnen, in denen auch die Reformgedanken des Wiener Künstlerkreises, vor allem jenes, aus dem die Wiener Werkstätte hervorging, zum Ausdruck kommen. Besonders verdienstlich ist das Wirken Larischs auf dem Gebiet des Schriftunterrichtes, und sein Lehrbuch: „Unterricht in ornamentaler Schrift“ hat geradezu bahnbrechend gewirkt. Professor Behrens hat die Larischsche Methode auch in der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule eingeführt und sie hat ihren Weg fast durch alle modernen Kunstschulen gemacht. In bezug auf die Druckschrift hat Rudolf v. Larisch in seinen methodischen Untersuchungen wertvolle Grundsätze aufgestellt. Er bevorzugt für das Buchstaben-schreiben im Interesse der Einfachheit und sachlichsten Gestalt das Zurückgehen auf die primitivste Darstellungsart, das ist die des Ritzens, aus der er seine Charaktere ableitet.

Es entspringt dies dem Ursprung alles Schreibens, wie schon die verschiedenen Worte: to write, scribere, schreiben, graben, grapho usw. andeuten. Die Einfachheit des Schreibwerkzeuges nun wirkt auf die Einfachheit des Schriftduktes zurück, und diese wieder begünstigt die Betonung der Unterschiede unter den einzelnen Buchstaben. Der ritende Griffel macht jeden Strich gleich dick, es erscheinen daher alle Striche gleich wichtig. Die Feder dagegen geht bereits davon ab, sie macht Haar- und Schattenstriche, also wichtige und weniger wichtige Buchstabenglieder. Damit aber legt sie dem Reim zur Unleserlichkeit im absoluten Sinn.

Und es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß in den letzten Jahrzehnten die Typen — selbst bei fetten Buchstaben — die dünnsten Haarstriche aufweisen. Ist es doch die Zeit des Tiefstandes im Schriftwesen, die Zeit der Scharnherrschafft der „Prachtwerke“, die Zeit der plattisch und perpeltivisch dargestellten Buchstaben, die Zeit also, da sogar das Gefühl abhanden gekommen war, daß die Schrift Flächenkunst ist.

Dagegen wirkt Larisch bahnbrechend für die allgemeine Wiederaufnahme der Antiquabuchstaben und widerlegt den Vorwurf der geringen Lesbarkeit gegen die Frakturchrift, indem er sagt:

In deutschen Ländern, wo in den Elementarlassen die Antiquabuchstaben erst gelehrt werden, wenn die Fraktur mit vieler Mühe bereits überwunden ist, kann es nicht leicht zu einem Vergleich bezüglich der Schwierigkeit im Erlernen dieser beiden Schriftarten kommen. In Ländern aber, die bereits zur Antiqua übergegangen sind, wie Schweden usw., und wo in den Schulen das Alphabet beider Typen gleichzeitig durchgenommen wird, sprechen die Kinder selbst von der „schweren“ und von der „leichten“ Schrift, wobei sie die Fraktur als schwer und die Antiqua als leicht bezeichnen. Einigermassen gemildert werden alle diese ernststen Vorwürfe durch die Erwägungen über das Erfassen, beziehungsweise Erkraten ganzer Wortbilder. Wer aus dem Stadium des Buchstabenlesens zum „Lesen“ der Silben und Wortsilhouetten übergegangen ist, genießt auch bei der Frakturchrift den Vorteil des Unterscheidens der einzelnen Wortgestalten.

Zu hoher Not dagegen wird das Uebel gesteigert durch die Art und Weise, wie wir mit dieser Fraktur drucken, wie wir insbesondere unsere Schulbücher herstellen. Daß man bisher — aus Rücksichten für Industrie und Handel — nicht größere, kräftigere und besser spationierte Druckbuchstaben durchgesetzt hat, ist jedenfalls tief bedauerlich. Hervorragende ärztliche Autoritäten (namentlich Professor Cohn in Breslau) führen seit Jahrzehnten bittere Klage darüber, daß unsere ohnehin schwächliche und unleserliche Frakturchrift auf schlechtem Papier, grau, viel zu gedrängt, ohne Saft und Kraft, kurz in einer der Augenhigiene hohnsprechenden Weise gedruckt und den überbürdeten Studierenden in erschreckenden Mengen um teures Geld aufgehäuft werde.

In einem Sachbild ist nicht der gleichmäßige meßbare Abstand der Buchstaben voneinander maßgebend, sondern die optische Wirkung, die uns sofort darüber belehrt, ob das Schriftbild geschlossen ist oder nicht. Für die Schrifterscheidung kommen natürlich nicht nur die Schriftzeichen, sondern auch die Zwischenräume der Buchstaben in Betracht, und beide Elemente sind auf ein Gleichgewichtsverhältnis der schwarz-weiß Wirkung angewiesen, wie es beim Ornament der Fall ist. Eine geschmackvolle Schrift, namentlich im Sinne der Larischschen Erklärungen, wird niemals klaffende Stellen aufweisen. Außer dem Verhältnis der Buchstaben zueinander im Wortbild, steht das Sachbild im rhytmischen Verhältnis zum Flächenraum, auf dem es erscheint, oder zur Zeichnung, mit der es auftritt. Eine gut disziplinierte Schrift wird

einen möglichst geschlossenen Bild ergeben, bezu zu dem Raum, in dem er sich, in räumlich geordneter Beziehung steht, oder eine Proportion ausdrückt. Der Schriftdukus wird sich der Zeichnung anpassen, wenn eine solche in Begleitung mit der Schrift auftritt. Verstöße gegen diese Grundsätze kann man in hunderten von Plakaten, Firmenschildern und geschäftlichen Drucksachen, Katalogen usw. finden, dagegen sind gute Beispiele heute noch selten. Es ist bekannt, daß die Künstlerexzeptionen mit ihren Einladungen und Katalogen zum Teil sehr fördernd gewirkt haben. Einige wenige Firmen, die im ständigen Kontakt mit Künstlern arbeiten, haben in ihre Drucksachen Ordnung gebracht und mit dem alten Schlenbrian aufgeräumt. In sehr vereinzelt Fällen bemerken wir, daß ein Firmensignet auftritt, das gleichsam als Hausmarke immer wiederkehrt, wie in den alten Büchern das Exlibris. Es muß als eine interessante und bedeutame Neuerung begrüßt werden, wenn die mit Recht betonte ornamentale Wirkung eines solchen Signets durch bloße interessante Schriftanordnung mit Absehung von jeder Zeichnung erreicht wird. Das hat die Wiener Werkstätte getan, die etwas von dem Schriftgeist des schottischen Künstlers Mackintosh aufgenommen und selbständig ausgebildet hat. Aber diese Beispiele, sowie die Künstlerchriften und die einzelnen künstlerisch hervorragenden Verlegerwerke, sind bei uns noch kein allgemeines Kulturzeichen. Denn diesen spärlich auftretenden vorgeschrittenen Leistungen stehen die traurigen Gewohnheitsbilder entgegen, die sich in schlecht gedruckten Zeitungen und Zeitschriften, in dem Schriftenunwesen der öffentlichen Aufschriften und Firmenschilder, in den miserablen Drucksorten und Anzeigen der Geschäftswelt darbieten und von dem schriftblinden Publikum vollends widerstandslos angenommen werden. Der Widerspruch regt sich nur dem mehr oder weniger entschlossenen Versuchen gegenüber, dieser traurigen Gewohnheit zu entsagen.

## Kleines feuilleton.

**Vogelgeselligkeit.** Ein allbekanntes Sprichwort sagt: Eine Krähe haßt der anderen die Augen nicht aus. Vielleicht kann man sich auf die Wahrheit dieser Versicherung noch nicht einmal allzu fest verlassen, aber nach eingehenden Beobachtungen ist die Krähenfamilie sogar gegen andere Vogelarten gelegentlich von einer erstauulichen Rücksichtnahme, wobei freilich die verschiedenen Gattungen und Arten untereinander nicht immer derselben Meinung sind. Die Saatkrähe ist überhaupt ein geselliger Vogel und brütet in größeren Horsten. Dabei gestattet sie sowohl den Dohlen als sogar den Staaren, an ihren Nistplätzen teilzunehmen und mitten in ihrer Gemeinde zu bleiben. Sie behandeln diese Fremdlinge entweder überhaupt als ihresgleichen oder zum mindesten als unschädliche Hausgenossen. Die Ursache dieser auffallenden Genossenschaftsgründung ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß alle drei genannten Vögel zu den gesellig lebenden Arten gehören und die Nähe menschlicher Wohnungen lieben. Von ganz anderer Gemüthung ist die eigentliche Krähe oder Rabenkrähe, die meist nur in einzelnen Paaren lebt und ein geradezu feindseliger Vogel ist. Auch sie muß als dem Menschen nützlich bezeichnet werden, obgleich auch die entgegen-gesetzte Ansicht ihre Vertreter hat. Jedenfalls aber sieht sie „moralisch“ außerordentlich viel tiefer als die Saatkrähe. Sie ist eine Art von Gassenlehrer auf den Feldern, ein Geschöpf von niedrigem Geschmack und Nahrungserwerb, ein Auswurf im Vergleich zu ihren vornehmeren Vettern, die sie allerdings an Schlaueit übertrifft. Sie ist es auch, der die üble Nachrede gegen die ganze Sippschaft zur Last zu legen ist, wie sie sich in der Redensart „Stehlen wie ein Rabe“ ausdrückt. Der beste Beweis für die sittliche Minderwertigkeit der Rabenkrähe ist die Tatsache, daß sich die Saatkrähe nie mit ihr gemein machen wird. Für diese steht sie weit unter den Dohlen und Staaren, denn sie wird nie in die Horste der Saatkrähe hineingelassen, und nie wird man beide Vögel zusammen Futter suchen sehen. Uebrigens äußern die Saatkrähen eine gleiche Abneigung gegen die „diebischen Eistern“ und gegen die Eichelhäher.

## Kunstgewerbe.

Graphische Arbeiten von E. Zander zeigt eine kleine Ausstellung im Buchgewerbesaal der Berliner Typographischen Gesellschaft (Dessauer Straße 2). Es sind anspruchsvolle Werke eines für den Tagesbedarf schaffenden Kunstgewerblers, der, ohne über eine bemerkenswerte selbständige Schöpferkraft zu verfügen, klug und geschmackvoll nach gewissen allgemein anerkannten Grundsätzen der modernen Stilkunst arbeitet. An den präntiösesten Nummern der Ausstellung, den Originallithographien, geht man freilich am besten rasch vorüber. Ihnen mangelt jede künstlerische Eigenart und sie erscheinen auch technisch durchaus uninteressant. Manche Details sind durch Fidus stark beeinflusst, dessen zarte und oft etwas süßliche Linienkunst auch zu einigen Exlibris die Anregung gegeben hat. Die großen, teilweise recht wirkungsvollen Plakate sind künstlerisch nicht mehr und nicht weniger als gute Mittelwore. Das weitaus beste, was E. Zander zu bieten hat, liegt auf dem Gebiet des Buchschmucks. Namentlich die rein ornamentalen Verzierungen offenbaren in ihren schlichten Linien und harmonischen Farben einen vornehmen und soliden Kunstgeschmack. Besonders hervor-



gehoben sei der schöne Anschlag zu den Memoiren von Wanda v. Sacher-Masoch (Verlag von Schuster u. Loeffler): graugelber Grund; in feiner, ausdrucksvoller Linie geschwungene, braune Dornranken; hellblaue, kräftige Schrift. Die Erfindung ist nicht sonderlich originell, aber die Ausgestaltung der einfachen Idee sehr hübsch und eigenartig. Alles in allem sprechen die Arbeiten Zanders weniger für die persönliche Bedeutung des Künstlers, als für das sehr erfreuliche Durchschnittsniveau unserer modernen Graphik. Der kunstgewerblichen Kultur sind im letzten Jahrzehnt so breite und solide Fundamente gelegt worden, daß auf dieser gesunden Basis heute auch mittelstarke Talente zu durchaus achtbaren Leistungen sich emporschwingen können. — Die Ausstellung ist bis zum 15. April täglich von 11—2 Uhr unentgeltlich geöffnet.

J. S.

### Geographisches.

Die Tagebücher einer verschollenen Polar-Expedition. Ein durch bedeutende geographische Leistungen in Sibirien und den vor der Nordküste lagernden Inseln berühmter Forscher, Eduard v. Toll, ist seit dem Jahre 1903 verschollen. Seine letzte Unternehmung war die sogenannte „Russische Polarexpedition“ auf dem Schiff „Sarja“, die am 2. Juni 1900 mit einem stattlichen Stab wissenschaftlicher Fachleute und auf Beobachtungen eingearbeiteter Offiziere von Petersburg aufbrach. Das Ziel waren die Neufibirischen Inseln, die sich im Nordosten der Mündung des großen Lenastroms ausdehnen. Diese Inseln waren durch Toll schon in den Jahren 1885 und 1886 während einer von der Kaiserlichen Russischen Geographischen Gesellschaft ausgerüsteten Expedition gemeinsam mit Alexander Bunge durchforscht und dann 1893 zum zweitenmal besucht worden. Bei der neuen Reise, von der Eduard v. Toll nicht mehr zurückgekehrt ist, handelte es sich aber um eine besonders von ihm selbst gestellte Aufgabe, nämlich um die Aufklärung der in vielen Beziehungen für die Geographie des Nordpolarmeers wichtigen Frage, ob sich noch nördlich von den Neufibirischen Inseln ein Land befindet. Vor etwa einem Jahrhundert nämlich, im Jahre 1805, sah der russische Polarfahrer Sanikow von der Nordspitze der Insel Kotelnik, der größten des Archipels, gegen Norden Hochland und ein weiteres in der Richtung auf Nordost. Dieses wurde als Sanikow-Land bezeichnet, seine Existenz aber später angezweifelt, da es dem Leutnant Anjou im Jahre 1824 nicht gelang, es wiederzufinden. Das Vertrauen in die Angaben von Sanikow erhält aber wiederum eine Stärkung dadurch, daß das andere von ihm angegebene Land im Nordosten von Kotelnik im Jahre 1874 von dem Amerikaner De Long tatsächlich entdeckt wurde. Es ist die heute auf allen Karten verzeichnete Bennet-Insel, die später vermutlich das Grab Tolls geworden ist. Dieser Forscher war von dem Vorhandensein des unstrittigen Sanikow-Landes seinerseits überzeugt, da er 1886 selbst Land in der Richtung gesehen und sogar soweit erkannt hatte, daß er seine Zusammensetzung aus vulkanischem Basalt mutmaßen konnte. Auch Nanzen muß auf seiner berühmten Expedition unweit an diesem Land vorübergekommen sein. Zwar konnte er wegen unsichtigen Wetters ein solches nicht sehen, doch wurde seine Nähe durch Hügel von Eiszugvögeln verraten. Toll hatte sich danach als Hauptziel seiner Expedition vorgezekt, das Mäfel des Sanikow-Landes zu lösen und seine etwaige Ausdehnung nach Norden festzustellen. Um der Unerreichbarkeit auch ein praktisches Relief zu geben, wies er darauf hin, daß die Expedition zur Untersuchung neuer Lager von Mammutelkenbein und zur Erschließung eines Schiffsweges von der Lena nach der Kolumbiemündung führen könnte. Vorzüglich ausgerüstet, mit einem wohlausgearbeiteten Plan und trefflich beraten von Nansens Autorität brach die stattliche Expedition auf, von der ihr Führer mit sechs seiner Begleiter die Heimat nicht wieder erblicken sollte. Das Schicksal der Expedition erregte selbstverständlich große Bekümmernis in Rußland, und es wurden auch wiederholte und gründliche Nachforschungen angestellt, aber alle blieben vergeblich, und schon seit mehreren Jahren hat man weitere Versuche aufgegeben. Jetzt ist dem heldenhaften Forscher endlich ein Denkmal gesetzt worden, wie es ihm selbst lieber sein würde als ein solches von Erz, indem seine Tagebücher, die er gleichzeitig für seine Familie niederschrieb und bei Gelegenheit nach Hause sandte, veröffentlicht worden sind, und jetzt auch in deutscher Sprache erscheinen werden. Diese Tagebücher besitzen einen hohen Wert, nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch als menschliches Dokument. In dieser Beziehung stehen sie höher als das, was man gewöhnlich auch von vielseitig gebildeten Forschern zu lesen bekommt, weil Toll den Schwag eines ungewöhnlich reichen und tiefen Gemüts besaß. Obgleich der Verfasser sein nahes Lebensende wohl kaum gefürchtet oder gar geahnt hat, finden sich doch Betrachtungen in den Tagebüchern, an denen man ohne eine gewisse Erschütterung nicht vorübergehen kann. Aber auch deshalb ist diese Veröffentlichung wichtig und notwendig gewesen, weil sie zeigt, daß die Expedition nur ein Opfer derartiger Naturkräfte geworden ist, die außerhalb der Berechnung jedes Menschengeistes lagen, so daß der Ruhm des Führers durch den unglücklichen Ausgang in seiner Weise beeinträchtigt wird. Schon am 1. Oktober kam das Schiff an der Spitze der Taimyr-Halbinsel in solche Schwierigkeiten des Treibeises und des Windes, daß zur ersten Ueberwinterung geschritten werden mußte, die fast ein volles Jahr dauerte, da das Fahrzeug erst am 25. August 1901 wieder loskam. Die nächste Kampagne war noch viel ungünstiger, denn sie dauerte nur einen Monat, worauf

die „Sarja“ am 25. September desselben Jahres in der Seehunde-  
bai von neuem eintraf. Die überaus widrigen Stürme in einem  
Meeresteil, wo Nordenskjöld auf seiner berühmten „Wega“-Expedi-  
tion nur Binde getroffen hatte, die dem Toll'schen Unternehmen  
günstig gewesen wären, verurteilten das Schiff zu diesen geringen  
Leistungen. Die zweite Ueberwinterung fand auf der Kotelnik-Insel  
statt, nachdem wenigstens das Bennet-Land gesichtet worden war,  
ohne daß man zu landen vermochte. Im Juni des Jahres 1902  
brach dann Toll mit 6 Gefährten nach der Bennet-Insel auf, wo  
er nach der zuletzt aufgefundenen Urkunde von seiner Hand auch  
angekommen, von wo er aber nicht zurückgekehrt ist. Die Schilder-  
ungen des Tagebuchs, das bis zum Aufbruch nach der Bennet-  
Insel reicht, enthalten reiche und lebhaft Einzelheiten nicht nur  
von dem allgemeinen Verlauf der Expedition, sondern auch von  
der Natur der bereisten Meeresteile und der Küstenländer, die durch  
mehrere Schlittenreisen von den Ueberwinterungsstationen aus ge-  
nauer durchforscht wurden. Als das wichtigste Ergebnis kann der  
Nachweis betrachtet werden, daß auch jene Gebiete eine Eiszeit  
durchgemacht haben, deren genaue Aufklärung vom höchsten Werte  
sein würde.

### Archäologisches.

Der Fährgrösch der Toten. In den Ausstellungs-  
räumen des Britischen Museums in London war vor kurzem eine  
interessante Sammlung zu sehen, durch die bis in alle Einzelheiten  
das tägliche Leben der alten Griechen und Römer veranschaulicht  
und erläutert wurde. Da schritt der Besucher an Puppen und Ge-  
räten für Puppenhäuser vorbei, wie sie vor mehr als 2000 Jahren  
das Entzücken der kleinen Mädchen gebildet; er konnte die treis-  
runden Scheiben betrachten, die man als Eintrittsbillets für das  
Theater oder auch als Spielmarken gebildet hat, sah die verschieden-  
artigen des Griffels und die hölzernen Wachsstäbchen, auf denen da-  
mit geschrieben wurde; zahlreiche Formen der Fußbekleidung, des  
Schmucks, antike Möbeln und hundert andere Dinge bis zu den Würfeln  
und „Knöcheln“, mit denen noch die Großen spielten, waren ver-  
einigt. Eine besondere Abteilung war den antiken Totengebräuchen  
gewidmet, und alle Einzelheiten einer altgriechischen Bestattung  
konnten verfolgt werden. Unter den mannigfachen ergreifenden und  
rührenden Jügen, die aus diesen Geräten des alten Totendienstes  
sich offenbarten, erregte besondere Aufmerksamkeit eine schön geformte  
athenische Urne, die verlackte Knochen enthielt; zwischen den  
Kieferknochen konnte man noch den Obolus stecken sehen, der in den  
Mund des Toten gelegt wurde, damit er ihm bei der Fahrt über  
den Stig als Fährgrösch für Charon diene. Die Sitte, den ab-  
geschiedenen Seelen für die Ueberfahrt über den Totenfluß in das  
Reich der Schatten ein Geldstück mitzugeben, war im Altertum viel-  
fach verbreitet; sie hat auch, wie wir einem Aufsatz von G. L. Apperion  
in Chambers's Journal entnehmen, noch in christlichen Zeiten fort-  
bestanden und ist auch heute noch in einigen Gegenden erhalten. Der  
Obolus, zuerst aus Silber und später aus Bronze, den der Athener  
dem Toten mitgab, betrug etwa zwölf Pfennige unseres heutigen  
Geldes; es war also sicherlich keine allzu große Summe, die dem  
Fährmann Charon für seine Mühewaltung gezahlt wurde. Die  
Münze wurde nicht immer in den Mund des Toten  
gesteckt, sie ist ihm bisweilen in die Hand gegeben,  
oder wird in anderen Fällen in eine Art Börse gelegt, die  
dann neben dem Körper ihren Platz findet. Eine noch merkwürdigere  
Art, den Fährgrösch des Toten aufzubewahren, wurde vor einigen  
Jahren bekannt, als man eine gallorömische Begräbnisstätte aus der  
Zeit des römischen Kaiserreichs bei Vernon in Frankreich ausgrub.  
23 Skelette wurden hier gefunden, von denen jedes eine irdene Vase  
unter dem rechten Arm und in einem der Augenlöcher eine bronzene  
Münze trug. Auch heute noch wird ja bisweilen dem Toten eine  
Münze aufs Auge gelegt. In zahlreichen Gräbern werden Münzen  
gefunden, von denen sich nicht feststellen läßt, wohin sie ursprünglich  
gelegt wurden. Es ist anzunehmen, daß es sich fast immer bei diesen Geld-  
stücken um den Groschen für den Totenfährmann handelt. Gleich vielen  
anderen heidnischen Gebräuchen ist auch die Sitte des Totengroschens  
in leicht veränderter Form beim christlichen Begräbnis vielfach bei-  
behalten worden. Ein Pfennig oder eine andere Münze wurde in  
den Mund des Toten gelegt, damit er die Gasse des Himmels-  
pförtners Petrus dadurch erlange und dieser ihm die Tore zum  
Paradies öffne. Beschreibungen dieser Sitte werden z. B. aus dem  
siebzehnten Jahrhundert für England von John Aubrey bestätigt,  
der sie in Wales und den nördlichen Provinzen Englands beobachtete.  
Bei den Bauern Frankreichs ist der Brauch, dem Toten eine Münze  
in die Hand zu geben, bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein noch  
gang und gäbe gewesen; er findet sich auch noch heute hier und da.  
Hamerton beobachtete diese Totensitten vor dreißig Jahren bei den  
Bauern von Burgund. „Sie haben Charon vergessen“, schreibt er  
in seiner Reiseschilderung, „und können nicht sagen, warum sie die  
Münze in die tote Hand legen; aber sie würden diese feierliche  
Handlung nicht unterlassen. Maner ist ihnen schon der Brauch,  
warum sie Blumen in den Satz eines Kindes legen. Sie geben  
als Grund dafür an, daß das Kind doch etwas haben muß, womit  
es spielen könne. So waltet auch hier noch der alte klassische  
Gedanke, daß irgend eine Art von Leben auch im Grabe noch dunkel  
sich fortsetzt.“